

# SPIEGELBLATT

Nr. 28

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

## Die Furcht vor den Unferirdischen.

Erzählung aus Südtirol von Richard Bredenbrücker.

1.

Wer vorbeikam, fand ein fremdliches Wort für Simonis Remp, der sein Firmenschild über der Haustür gerade reinigte. Selbst aus der einfachen, von diesem und seinem ihm zugefügten Frage: „Alleweil fleißig, Meister?“ hörte sowohl Herzlichkeit als Hochachtung.

Hätte ihn der Ehrgeiz geführt, wäre es ihm leicht gefallen, in den Gemeinderath gewählt zu werden. Doch sobald jemand meinte, Sins wäre just der Mann, sein Wort in Angelegenheiten des Dorfes schwerwiegender, in die Wagschale zu werfen, wehrte er sofort ab und dachte: „Für vierzehn Gulden im Jahre und einen für jede Kommission extra mach’ ich Euch nicht den Hausrat — schan’ ich auf mein Geschäft, lös’ ich mehr.“

Er, der älteste Sohn eines blutarmen Tagelöhners, dessen Ehe mit vierzehn Kindern gesegnet war, hatte vor sechs Jahren noch als Geselle da und dort in Südtirol Hunger gelitten und war der Bitte seines erkrankten Lehrherrn in Götting, eines Sonderlings ohne Verwandtschaft, Sins möge seine Stelle in Altenau aufgeben und ihm das Geschäft eine Weile führen, nur ungern nachgekommen; damals hatte er ja nicht geahnt, daß der Meister, aus Dank für die ihm während acht Monaten durch Sins gewordene Pflege, vor der Reise in die Himmelsgesilde diesem das Geschäft nebst der Einrichtung und den Vorräthen an Stoffen vermachen würde.

Im Stillen wunderte sich Federmann in Götting, daß Remp, der bereits fünfunddreißig zählte und als einziger Schneider in der Gegend seit über fünf Jahren kein Auskommen fand, nicht an’s Heirathen zu denken schien.

Lebhaftig groß war er nicht, aber kräftig gebaut und von strammer Haltung; daß er tagaus, tagein in der Stube saß, merkte man der frischen Farbe seines durch einen üppig entwickelten, wohl gepflegten Schnauzbart verschönten Gesichtes wenig an, aus dem, seitwärts von der etwas breiten Nase, die blauen Augen unter der vorgebauten hohen Stirn gutmütig lugten. Das kastanienbraune Haar — er trug es nach Militärschnitt — zeigte allerdings an den Schläfen einige lichtgefärbte Strähnen. That’s etwa was, wenn die über kurz oder lang weiß würden? Sapperlot! So lange ein Mannsbild den Glauben an Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist, ohne zu stocken, aussagen kann, darf er nach der Meinung der Bauern noch die irdische Glückseligkeit im heiligen Ehestande erhoffen.

„Mancher liebt die Kepfel, die erst um Lichtmeß herum schmachaft werden; der Schneider wird halt

von der Militärzeit her ein Mädel in Wien auf der Mück haben, was noch für ‘ne Weil an den Willen der Eltern angehaftet ist.“ So vermuteten beide. Allein sie irrten.

Sins nahm die Staffel und trat nach seinem Lehrling, der just vom Ausstragen fertig gewordener Kleider heimkam, in die Werkstatt.

„Bei den Planaier’schen möchtet Ihr unter der Woch’ ‘mal zum Maßnehmen zukehren,“ meldete der Lehrling.

„S ist recht,“ versetzte Sins. Nach einer Weile erst fragte er: „Bei Bittl oder Franze?“

Der Bube schaute ihn verwundert an. Seit wann schaffte denn die Gafritter-Franzia auf dem Huiselerhofe etwas an? Dort hielt doch ihre Stiefmutter, Victoria Planaier, das Heft in den Händen.

„Bittl hätt’ freilich zu mir so weit als ich zu ihr,“ meinte Sins. „Mein, unter der Woch’ komm ich wohl ‘mal auf ‘ne Sprung von daheim ab. So, um legen wir uns aber in’s Zeug, damit wir ‘s Lodengewand für den Bactl-Haus bis Samstag Nacht fertig bringen.“

„Meister, die Franze hat in Betriebniss vor’m Stadel gesessen, als hätt’ sie ‘ne Guzmanwurzel statt Gerstenzucker erwünscht,“ schwätzte der Lehrling im Hesten einhaltend, nach einer Pause. „Bittl bräch’ sie gern weiter, erzählen die Leut‘. Mein, wer von daheim so gut wie wir mitkriegt, thut sich halt mit dem Verheirathen hart.“

„Sagendi! Was gehen Dich die Planaier’schen an?“ verwies Sins ihn ärgerlich. „S Schneldern sollst bei mir lernen — Ratschen sind bereits übrig genug dabroben.“

„Ich hab’ mir gedacht . . . weil Ihr halt am Kirchtag mit Beiden getanzt habt, hab’ ich ge—“

Weiter kam der Lehrling nicht im Stottern, das ihm als Entschuldigung dienen sollte; denn Remp’s Rechte fuhr ihm unanst hinter’s Ohr.

„Schon’ Einer den Gedling an!“ knirschte Sins.

„Erzählt man etwa gar, ich hielt deshalb zu einer von ihnen? Lust sind die Beiden für mich! Und gespielen sie mir dennoch, wär’ s einzige meine Sach.“

„Safaradi noch einmal! Muß ich etwa erst bei der Gemeind’ eingeben, mit wen ich tanzen möcht? Haha, sie brächt’ mir Hinkende und Krümme daher, damit ich die durch ‘ne Schwitzkur richtete!“

„Jeder hat genug Knochen in seiner Suppenküchle: die soll er zerbeißen, eh’ er anderen Lenten beim Essen zuschaut.“

Remp redete sich berart in Wuth, daß er bei Wiederaufnahme der Arbeit sich verschiedentlich stach. Verdrossen legte er schließlich Nadel und Faden beiseit und begann zu bügeln. Dabei verbrannte

er sich leicht. Unwirsch zog er nun den Rock an und setzte den Hut auf. „Mit der West’ wirst gleich fertig sein,“ knurrte er, zum Lehrlingen gewandt. „Dann hest’ die Hose. Wenn ich heim kom’ nehm ich sie auf die Maschin.“

„Wo muß ich Euch holen, falls wer kommt?“

„Ein Kond’ soll einfach warten. Du Wochenblatt vom Dorfe wirst wohl wegen ‘ner Unterhaltung mit ihm nicht verlegen sein.“

Was brauchte der Naseweis zu wissen, daß Sins, um die Zeit möglich zu verbringen, zu Bittl sich auf den Weg mache! Das Plappermaul wäre instand gewesen, in des Meisters Eile eine besondere Werthschätzung der Planaier zu sehen und daran Schlüsse zu ziehen.

\* \* \*

Die Bäuerin, eine mittelgroße, volle Gestalt mit graublauen Augen — ihre sechzehn Jahre sah man ihr nicht an —, hatte Remp so schnell nicht erwartet. Verlegen schob sie bald das mit schwarzen Samtband eingefasste Messer auf dem dunkelblonden, in der Mitte gescheitelten Haar zurück, bald fuhr sie mit dem Schürzenzipfel über ihr breites, vollbafiges und hübsches Gesicht oder das über leicht aufgeworfenen Lippen stehende Stumpfnäuschen und meinte, der Meister sei wahrscheinlich Hals über Kopf zu ihr geeilt, weil der Lehrling ihren Auftrag falsch bestellt habe. Sapperlot, und sie hatte das alte Gewand noch nicht herausgesucht, das für Koloman, ihren zwöljfährigen Stieffohn, umgearbeitet werden sollte!

„Schick’ mir halt ‘s Sach’ gelegentlich,“ beschwichtigte Sins sie. „Kölbl’s Maß hab’ ich eh’ daheim aufgeschrieben.“

„Das darfst nimmer nehmen!“ bedeutete die Planaier. „Unter’m letzten Jahr ist der Bub’ nämlich stark in die Breit’ und Höh’ gegangen. Pressirt Dir’s jetzt daheim nicht? Dann sei so gut und rath’ mir, was vom alten Sach’ ich zuerst für ihn zuerst richten soll.“

Damit öffnete sie die Stubentür und bat Sins, mit ihr die Treppe hinaufzusteigen. „Kölbl, komm! Der Schneider ist da!“ rief sie in den Hof hinab. „Du, hast gehört? Spül’ Dich! Kriegst auch getrocknete Zwetschgen.“

„Sapperlapapp, ich pflück’ mir lieber Stachelbeeren!“ antwortete ihr unten eine Kinderstimme.

„Auf dem Fleck gehorchst!“ bestimmt auch zehn Kreuzer in die Sparbüchse.“

„Davon hab’ ich nix.“

„Ich habt’ Dich, gehorch!“

Bittl senkte und stieg vor Remp zur Kammer

hinauf, wo sie einen der beiden Schränke ausschloß und darin hängende Männerkleider Stück für Stück genüglich auf die längste der zwei daneben stehenden großen Truhen legte.

"Im anderen sind die Andenken an den zweiten Mann — hätt' ich nur erst die an den ersten weitergebracht!" Dabei holte sie tief Atem. "Dem Alsons hätten sie sein gepasst. Um keinen Preis hätt' der aber ein Stück vom Lukas angezogen. Und Gafriller ist doch am Schlag, 'ner ganz anständigen Kerlheit, gestorben. Dass ich den einen nicht ganz ein Jahr, den anderen ein paar Wochen über zwei gehabt hab', hab' ich Dir bereits 'an Kirchtag erzählt. Was ich mit den beiden ausgestanden, weiß Feder in Ostnig! . . . 'ne andere hätt' sich's gewiß zehnmal überlegt, die Kinder aus Gafriller's erster Eh' in's Haus zu nehmen. Kein Bergelt's Gott! hat mir's von ihm eingebracht: mir für's Erkennen hat er Gedanken gehabt. Planaier dagegen ist mit den Karten, dem Teufelsgebetbuch, in den Händen aufgestanden und zu Bett gegangen. Mit ansehnlicher Geduld hab' ich mein Elend mit den zwei Männern getragen . . . Fünf Jahr' ist Planaier jetzt unterirdisch. So gut wie mir hat jeder im Vermögen gehabt. Und doch sind sie, wenn ich ihnen Sonntags 'nen halben Gulden zum Bettinken gab, nie zufrieden gewesen . . . Sins, mein Geschwätz nicht für ungut! Schau, Feder hat an einem Fleck ein Rädchen, das gern von selbst in's Laufen geräth. . . Die zwei Schränke mit den Andenken sind mir ein Dorn im Auge! . . . Alles jollt' man vorher wissen, dann wür' man gescheiter!"

"An Deiner Stell' hätt' ich die Monturen längst weggegeben," meinte er. "Nein, allein die Arbeit, die Motten davon zu halten!"

Leider Gottes muß 'ne Wittis die Häut', die an den zwei Männern gehangen sind, auch mit in den Kauf nehmen! . . . Was kriegst denn groß für getragene Kleider? Für ein Bergelt's Gott! nähm' sie vielleicht wer — nein, nein, ob ich hundert Gulden mehr oder weniger hab', das spielt bei mir, Gottlob, keine große Röll'. Nur 's Anschauen von den verlöschten Schränen mit den Maliszandenken an die Unterirdischen gibt allewei 'nen Stich."

"Sei froh, daß Du sonst weiter kein Kreuz hast!"

"Du hast leicht Lachen. Mit 'nem Mann thät' ich mich leichter mit der Banertheit als jetzt mit den Dienstboten."

"Ah so, den lebigen Klatschen hast?" scherzte Sins.

Nur ein böser Blick war Bittl's Antwort auf seine Frage.

"Eh' Dich der graue Zimmermann paßt, hast gewiß wieder 'nen Mann."

"Gelt, damit ich 'nen dritten Schrank mit Gewand noch herumstehen hab'? Ha, danach frag' ich nicht Verlangen!"

"Träumer möchtest zuerst anbringen?"

"Sie ist mir nicht im Weg."

"Der Carl-Louis hätt' sie im Frühling nicht angene gezehen, erzählt man."

"Der Louis nahm' selbst 'ne Bogenschere, sobald hab' ich Landtagsabschreine an ihr hingen!"

"Die Leut' dadurch wüssten halt, daß ich mich mit meinem weitläufigen Vermögen nicht besonders stell' und daß ich Gafriller, eh' unser Herr bei ihm eingedreht ist, verheiraten hab', an Franziska und Kölbl wund' ich wie 'ne leidhafte Mutter handeln; da glaubt nun Feder, ich beschützte noch bei Lebzeiten den Seiden den Hinterhof. Haha, so weilen wir über nicht! . . . Noch bin ich in guten Jahren. So lang' man's weiß, ist der Hof in Hinterhofen Händen gesessen, und unruhiger Weis' kommt er nicht in Freude. Vor ich den letzten Schnaufer hab', trugt ihm halt Der, der mir ein schöpft siebt!"

"Dem Louis nahm' ich jetzt nicht ungern Roß."

"Die Stärkeigkeit von ihm und Franziska ist ein rechtes Kreuz — ihr Vater hält' ihnen wohl was Schreckliches terraten können! . . . Gleich hol' ich ihn."

\* \* \*

Während Bittl nun drunter nach den Buben umschau hielt, sah Remp, aus welchem Grunde sie wohl ihre am Kirchtag unter der Tanzpause gegen ihn vorgebrachten Klagen über Gafriller und Planaier heute mit anderen Worten aufgewärmt habe. Allerdings hatte er damals zu ihr gescherzt, hätte er sie vor Jahren wie jetzt gekannt, so wäre sie vielleicht weder die Gafriller, noch die Planaier geworden. Sie hatte augenscheinlich das Zeug, einem Manne den Ehestand angenehm zu machen — 's war Jammer schade, daß sie zuerst an einen Trinker und dann an einen Spieler gerathen war! Beabsichtigte ihr ernstes Klagen hente etwa gar, Sins zu veranlassen, ohne Umschweif zu fragen, ob sie ihn als dritten Mann möchte? Ihre Stiefsöhne, das war aus Bittl's Reden hervorgegangen, würden ihn um nichts bringen. Sie hätt' an ihm auch keinen Abendvater — selbstverständlich schaute jedoch Feder zuerst auf sich selbst und sein Fleisch und Blut.

Bittl's und Kölbl's Eintreten unterbrach sein Grübeln.

Der Bube schnitt ein mißmutiges Gesicht, als ihm erklärt wurde, welch stattliches Feiertagskleid für ihn seines Vaters Gewand geben würde.

"Gerad' stehen!" ermahnte Sins ihn unterm Maßnahmen. "Den Banch nicht 'ransdrücken. Willst Dich vielleicht gar als Vater ausspielen?"

Einige Augenblicke lächelte Kölbl leicht. Dann aber stampfte er mit dem Fuße und zeterte: "Für die Sonntag' will ich ein neues Gewand, wie der Simon Schwer eins gekriegt hat!"

"Sei fein, sonst wird der Meister rabiast!" rief die Stiefschwester.

"Pah! Er wird gezahlt und hat bei uns nur zu sagen."

"Ein Andenken vom Vater selig — alles Gute geb' ihm unser Herr in der Ewigkeit! — las' ich für Dich herrichten: ein anderer Bub' wär' heilsam drun!"

Meinetwegen macht 'nem Anderen als mir die Freud'! Ich verlang' 'mal ein nagelneues Gewand! In der Truh' dort liegen drei Stück lichte Loden; wird von denen meine Montur nicht gemacht, zieh' ich sie halt nicht an."

"Jetzt brauch' ich Dich nimmer," beendete Remp Kölbl's Knäuten, den Bittl mit den Worten zur Thür hinauswob: "Geh' zu Franziska! Weil Du brav wortst, gibst sie Dir Brot und Käf'. Hast Spez lieber, so verlang' halt den!"

"Um Deine Geduld beneid' ich Dich," lachte Sins. "Mein Werner kriegt selten Ohrfeigen — Deinem Buben seine Naseweisheit, ich sag's, wie's ist, hat mir 'nen Genießtreich gegeben."

Bittl zupfte die Achseln. "Ein bissel vorstig ist er freilich — bei 'nem Menschen launt' halt 's Fell nicht wenden. Sollen die Leut' mich vielleicht für 'ne böse Stiefschwester aufzuhören? Für die Eh' dauff' ich!"

"Für die Geduld gibbi's aber auch 'ne Grenze."

"Bei meinen zwei unterirdischen hab' ich redlich gelernt, schwarz weiß und weiß schwarz sein lassen," schluchzte sie und ließ Sins die ausgebreiteten Kleider ungestört unterstern.

Sie waren durchweg gut erhalten. Wurde eins davon für Kölbl gerichtet, fiel jedoch eine Menge Zeug fort, das zu etwas Anderem nicht ganz reichte. Besaßen sich unter Alsons Kleidern vielleicht am Fuße abgesetzte Beinkleider, die unten zu bekleiden weniger schade war? Bittl zeigte Remp bereitwillig ihres zweiten Mannes Gewand, betonte aber vorweg, ehe Kölbl mit Gafriller's Kleidern nicht angerückt habe, könne die Planaier's unter keiner Bedingung an die Reihe.

"Was von Luk's Sachen würd' den Schlingel freilich mehr steuern," fügte sie hinzu. "Sein Stiefschwester hat nicht neuromödlich gewiß daher kommen können: er hat halt geglaubt, 'ne seine Montur würd' sein Hirschen bewirten." Sie setzte sich neben dem Kleiderwirtswart auf die eine Truhe — "Alles hab' ich zählen müssen! Hätt' ich nicht alle zehn Finger allewei auf dem Geldkasten gehabt, hätten die Zwei mit der Zeit mein ganzes Vermögen klein

gebracht . . . Ich muß unwillentlich 'ne große Sünd' gehabt haben, weil unser Herr gerad' mir zweimundre Männer zugeschaut hat!"

"Sei nicht verzagt," beschwichtigte sie Sins, der auf die andere Truhe sich setzte. "Jetzt geht Dir's nicht schlecht und 's wird Dir auch weiter gut gehen."

Ohne darauf zu achten, schluchzte sie weiter: "Ich schelt' den Himmelsvater beliebe nicht. Er hat durch mich, mein' ich, versuchen lassen wollen, ob Luk's und Fonsl nicht doch noch zu was Gute abzurichten wären. Küß' kann ich freilich niemand — aber mit der Arbeit bei den zwei unterirdischen Ochsen hab' ich mich schlecht ausgemacht."

"Schau, alle guten Dinge sind drei," begann Sins auf's Neue.

"Jessee, Maria und Josef," erhebte Bittl und fragte in leichtem Zorne: "Unser Herr wird mich wohl nicht zum Pferch für alle sieben Todssünden vom Männervolke auskoren haben?"

"So thöricht darfst nicht reden! Beim Dritten bekämpft Du's gewiß sein."

"In der Sach' fehlt's bei mir am Glauben: Ich krieg' immer nur ein Stück Spez, das mir aus der Hand und mitten in den Schmuck fällt . . . Mein, noch einmal klopft keiner bei mir an!"

Beide Hände breitspurig in den Hosentaschen, schritt Remp, der inzwischen aufgestanden war, auf Bittl zu.

"Du bist noch beinfrisch," versicherte er ihr.

Sie hörte zu schluchzen auf und strich, die Augen senkend, ihre zerkrüppelte Schürze über'm Schoß glatt.

"Bittl, ich wüßt' ein Geschäft für Dich. Mönch mir's miteinand'?"

Den Mund halb geöffnet, schaute sie einige Augenblicke verwundert um sich, als überlegte sie, wo sie sei. Da sie jedoch Niemand als Remp in der Kammer erspähte, stand sie auf und fragte unbehaglich, während sie beide Hände leicht in die Hüften stemmte: "Was möchtest denn von mir?"

"s' Zeug vom Gafriller und Planaier nehm' ich Dir ab," gab er Bescheid. "'müss' furios zu gehen, brächt' ich's nicht unter der Hand an. Du kriegst, was ich lös'. Zwanzig Prozent zahlst mir für meine Müh'. Hast den feinen Vorschlag etwa gemacht bekommen, seit Du's zweite Mal Wittfrau bist?"

"Völlig unrecht kann ich Dir nicht geben . . . Hui hu, auf diese Weis' kam' ich um's Einkämpfen und Ausklopfen und braucht nimmer so oft wie jetzt an die zwei Unterirdischen — Gott tröst' sie! — zu denken. Nein, nein, die Andenken an sie behalt' ich doch lieber! Hab' ich mich fünf Jahre über sie gefucht, kanu ich's auch noch so lang' thun, bis sie aufgetragen sind."

"Giebst mir gleich im Aufang 'nen abschlägigen Bescheid, werd' ich mich natürlich hütten, vom andern Handel mit Dir zu reden —"

"— Gelt, die zwei Schränke möchtest auch? Die Nelken und Rosen darauf hätt' ein geschickter Maler abgezeichnet, hat der Lüncher vor zwei Jahr' gemeint . . . Ist Dir an den Schränken was gelegen, geb' ich sie Dir geru: droben auf dem Speicher stehen noch ein paar."

"Haha, brennende Lieb' und Vergissmeinnicht mag ich lieber," lachte Sins und setzte sich wieder.

"Die malt Dir gewiß wer dazu. Zahlt mit fünfunddreißig Gulden für die zwei?"

"Nicht geschenkt mag ich den Platschari! . . . Planaier, spannst mir?"

"Die Truhen werden Dir nicht in der Nach steden?"

"Kein Schein! . . . Luk's und Fons haben wohl lange Süßholz geraspelt, eh' Du ihre Absicht gemerkt hast?"

Bittl sah ihn betroffen an. Was wollte seine Lachen sagen? Glaubte er etwa, sie habe damals unterm Druck des ledigen Unwillens an Heinrichs sich gewandt, einen Heirathsvermittler in Graing, und, weil der ihr nichts Besseres in Vorschlag zu bringen gewußt hatte, zuerst Gafriller und nach dessen Tode Planaier geheirathet? Den einfältigen Glauben nahm sie jedem!

Gortsezung folgt.

# Altersstufen.

Von Friedrich Müller.

(Schluß.)

**N**erkwürdig ist, daß die „Ehemündigkeit“ von jener allgemeinen Kindheitsgrenze sowohl nach oben wie nach unten differirt. Das heißt heirathen kann man, wenn der Vater oder sein Stellvertreter zustimmt, bereits vor der Großjährigkeit, mit 20 Jahren als Mann, mit 16 als Weib; hingegen kann man selbst nach der Großjährigkeit noch nicht heirathen, wenn der Vater oder sein Stellvertreter nicht zustimmt, bis endlich mit dem vollendeten 25. Lebensjahr (beim Weib mit dem 24.) auch die volle Verehelichungsfreiheit eintritt. Dazu kommen noch zahlreiche Sonderbestimmungen über Strafmündigkeit, Eidesmündigkeit, Wehrpflichtigkeit, Wahlfähigkeit verschiedener Art, Gewerbetätigkeit u. dgl. m., so daß der junge Mensch, hauptsächlich vom 12. bis zum 30. Lebensjahr, eine ganze Reihe von Abancirungen durchmacht, wohl meist ohne es zu merken.

Kirchlich und gesellschaftlich ragt jedoch über all' diese Lebenswegmarken der eine große Einschnitt hervor, der seine Bedeutung niemals verlieren kann, so lang der Mensch seinen uns bekannten Körper trägt und der in allen Kulturen und Religionen irgendwie doch immer wiederkehrt: Der Übergang von der Kindheit zur Jugend, von der Geschlechtslosigkeit zur Geschlechtsreife, von den kürzeren Kleidern zu den längeren, von der spielenden Unschuld zur ernsten Theilnahme an den schweren Lebensfragen; man kommt mit ihm in der Regel trotz Variationen doch wieder auf die von der Natur gegebene Altersgrenze von etwa 14 Jahren zurück, hiermit aber in eine gegenüber der griechischen Ephebie und dem römischen tirocinium niedrigere Altersschicht. Die verschiedenen Religionen thun, als wären ihre Einrichtungen und Gebräuche lauter unmittelbare Ergebnisse ihrer Grundprinzipien (statt blos in folgerichtigem Zusammenhang mit ihnen zu stehen), während diese Gebräuche doch vorwiegend in Veränderungen und Umdeutungen von Naturvorgängen und von älteren Überlieferungen bestehen. So sind eben jene griechischen und römischen und schließlich wohl jedem einigermaßen kultivirten Volk eigenen Maßbarerklärungen in der katholischen Kirche zur „Firnung“ geworden, zu dem die Wirkung der Taufe vollendenden Sakrament der Ausgieitung des heiligen Geistes, der Festigung im Glauben und im Bekennen, Verhuldigen und Dulden für ihn. Wie diese Kirche es im Uebrigen versteht, in ihrer Liturgie, zumal in ihrem Kirchenjahr und in ihrer Begleitung des Menschen auf seinem Lebensweg, die Perioden der Natur und die Gewohnheiten der Völker in stämmischer Ausdrucksweise und mit theologischer Rechtfertigung darzustellen, so hat sie auch den Vorgang der Pubertät und seine soziale Bedeutung in den Dienst ihrer Lehre und ihrer Praxis gestellt. Nur daß sich hier ebenfalls die uns bekannte Erziehung des Herabdrückens dieser Altersgrenze wiederholt: die Kirche läßt ihre Knaben und Mädchen nach Belieben auch schon in einem sehr frühen Lebensalter, lang vor der analogen Altersstufe bei Griechen und Römer, „strenu“, durchschnittlich vielleicht sogar noch vor der natürlichen Leibeswandlung, mit einer beträchtlich unter dieser liegenden und nicht einmal unbedingten Minimalgrenze von 7 Jahren, aber doch meistens erst nach der „ersten Kommunion“, die sogar selber schon eine Art Steifebezeugung ist. Die evangelischen Kirchen haben die Firnung, jedoch in einer wesentlich anderen Weise, als „Konfirmation“ beibehalten, mit einer genaueren Bewahrung der natürlichen Altersstufe (13 bis 15 Jahre) und mit eingerem Eingreifen in das weltliche Leben, so daß hier die Konfirmation mehr den Sinn einer Zeremonie des Gemeinschaftslebens, einer öffentlichen Bestätigung der absolvierten Schulpflicht und überhaupt der absolvierten Kindheit besitzt. Der populäre Ausdruck „Einsegung“ entspricht zwar ungefähr dem Sinn dieser Zeremonie, unterscheidet sie jedoch wenig von Anderem.

Mit der weiteren Ausbildung der Wissenschaften von der Natur und vom Geist sowie der pädagogischen Praxis verfeinert sich nun auch unsere Kenntniß und Behandlung all' dieser Dinge, ohne freilich schon zu einer genügenden Bestimmtheit gelangt zu sein. Speziell fehlt es im Deutschen an zureichenden Bezeichnungen für die Altersstufen. Die Ausdrücke Kindheit und Jugend gehen ohne genügende Bestimmtheit durcheinander; es würde zweckmäßig sein, den Ausdruck Kindheit ausschließlich für die Zeit vor dem Eintritt der Pubertät und den Ausdruck Jugend ausschließlich für die Zeit nach dem Eintritt der Pubertät, etwa bis zur Vollendung des Wachstums oder bis zur vollen sozialen Reife und Selbstständigkeit zu gebrauchen. Aehnlich ist es mit den Ausdrücken Knabe und Jungling, Mädchen und Jungfrau: „Knabe“ wird zwar meistens nur von den noch nicht geschlechtsreifen männlichen Kindern gesagt, „Mädchen“ jedoch sehr häufig nicht nur von der unreifen weiblichen Kindheit, sondern auch von der reifen weiblichen Jugend. Für diese haben wir die Bezeichnung „Jungfrau“, und für die reife männliche Jugend die Bezeichnung „Jungling“; allein der etwas romantische und sentimentale Beigeschmack, der diesen Namen anhaftet, erschwert ihren genauen Gebrauch. Ländlicher Gebrauch ist es, die gesammte männliche Jugend mit einem einzigen Ausdruck zu bezeichnen, und es mit der weiblichen ebenso zu machen. Etwas Bestimmteres als sonst haben wir daran, daß dem heranreifenden jungen Wesen bisher nur seine zwei Eigennamen ertheilt wurden, noch dazu in bekannter Schulweise mit Nachstellung des „Vornamens“ (Müller Friedrich), und daß nunmehr, meist mit Hinweglassung des Vornamens, dem „Zunamen“ oder „Familiennamen“ die Bezeichnung „Herr“ und „Fräulein“ vorgelegt wird. Das Konventionelle, ja selbst Ungerechte dieser Bezeichnungen, zumal wenn sie auf die bevorzugten Stände beschränkt werden, liegt auf der Hand. Geradezu zu einer Farce wird die Sache, indem die Anrede „Fräulein“ jedem unverheiratheten und die Anrede „Frau“ jedem verheiratheten Weib zusammen soll, so daß schließlich manches Fräulein um zwei Generationen älter ist als manche Frau.

Aus den zuletzt vorgebrachten Einzelheiten sehen wir, wie uns beim Fortschritt der Kultur das Gefühl für eine Unterscheidung der Altersstufen mehr und mehr verloren geht. Der Römer hatte nicht nur das Kind vom Jüngling geschieden und die Erreichung des „tirocinium“ durch den Ausdruck „adolescens“, der Heranwachsende, bezeichnet, sondern auch, wenn gleich ohne feste Scheidung (bis eben in's 35. Lebensjahr), den Herangewachsenen einen juvenis genannt, was also am ehesten unserer Bezeichnung „junger Mann“ entspricht. Dieses Auseinanderhalten einer ersten, reisenden, und einer zweiten, gereiften Jugend, einer adolescentia und einer juventus, ist noch den romanischen Sprachen eigen, allerdings nur mehr mit einem blässeren Gegensatz. So unterscheidet der Franzose adolescence und jennesse, der Italiener adolescenza und gioventù, u. s. f.

Für ein strengeres Festhalten an solchen Unterscheidungen hat eben die Natur keine gleich deutliche und entscheidende Grundlage dargeboten wie für die Abgrenzung von Kindheit und Jugend, aber doch immerhin einige Anhalt gegeben, und zwar namentlich durch Beendigung des Längenwachstums. Dieses Wachsthum ist, wie wohl jegliche Entfaltung der Menschenspalze, am größten oder am schnellsten im ersten Lebensjahr und geht dann in gleichmäßigem Tempo weiter bis zum 10., 11., 12. Lebensjahr. Hier tritt eine Vergrößerung ein, natürlich nicht der Körperlänge, wohl aber der Geschwindigkeit ihres Größerwerdens. Diese Zurückhaltung dieses Minimum an Wachsthum fällt nach bisheriger Annahme bei Mädchen in's 10., 11. Lebensjahr, bei Knaben in's 12. Dann beginnt bei beiden Geschlechtern abermals eine Steigerung des Wachstums der Länge: das wohlbekannte „Aufschießen“ des jungen Körpers, naturgemäß verbunden mit einer geringeren Entfaltung des Wachstums in die Breite; das sind jene hageren Schößlinge, deren ungleichmäßiger und nun einer ganz besonderen Schonung bedürftiger

Körper leider meistens gerade den größten Anstrengungen des Schullebens und dessen, was dazu gehört oder noch dazu kommt, ausgesetzt wird. Dieses Aufschießen erreicht nun im Gegensatz zu jenem niedersten Punkt einen höchsten Punkt, ein Maximum: es fällt bei Mädchen in's 13., 14. Lebensjahr, bei Knaben in's 15., 16.; dort also in den Beginn, hier in den weiteren Fortgang der Geschlechtsreife. Damit halten wir denn auch ungefähr wieder bei dem durchschnittlichen Alter, das wir unter mannigfachen Variationen als die natürliche Unterlage des konventionellen Überganges von der Kindheit zur Jugend kennen gelernt haben. Nun aber geht das Wachsthum noch weiter, allerdings in beträchtlich verlangtem Zeitmaß. Wann dieses Längenwachsthum ganz zu Ende ist, läßt sich nicht leicht sagen. Meist nimmt man die Absolvierung der ersten zwei Jahrzehnte als diesen Endpunkt an, verlegt ihn also in's 20., 21. Lebensjahr. Jedoch aber kommen mindestens Fälle vor, in denen er höher liegt. Bis in die letzten Jahre des dritten Lebensjahrzehntes findet sich oft noch ein weiteres Wachsen der Länge, wenn auch nur um ebensoviel, etwa 1 bis 5 Millimeter im Jahr, wie vorher um Zentimeter. Daneben kommt ein Stehenbleiben, ja selbst bereits ein Zurückgehen der Länge ebenfalls vor. Alles in Allem dürfen wir wohl den Durchschnitt der Beendigung des Längenwachstums in die ersten Jahre dieses dritten Lebensjahrzehntes legen, also in die Zeit, die wir als den konventionellen Übergang zur vollen sozialen Reife kennen gelernt haben, und die auch ersichtlich mit der romanischen Unterscheidung von adolescence und jennesse ungefähr zusammenfällt.

Neben dem Wachsthum der Körperlänge ist für die hauptsächliche Entwicklung des Menschen auch noch entscheidend das Wachsthum des Gewichtes seines Gehirns. Dieses Wachsthum ist ebenfalls am größten im ersten Lebensjahr und nimmt dann bald ein langsameres Tempo an; in diesem setzt es sich ohne besondere Stappen des Fortschrittes fort. Von 360 bis 370 Gramm im Durchschnitt beim Neugeborenen steigt es zu 890 bis 970 Gramm am Schluss des ersten Lebensjahrs an, kann im siebten Lebensjahr auf etwa 1200 Gramm geschätzt werden und erreicht seine Höhe, das ist etwa 1275 bis 1400 Gramm, gegen das Ende des zweiten Lebensjahrzehntes, denuach früher als das Wachsthum der Länge. Hierbei gehören die von uns angegebenen niedrigeren Zahlen (360 usw.) dem weiblichen, die höheren (370 usw.) dem männlichen Geschlecht. Und ebenso tritt der Abschluß des Gehirnwachstums beim Weibe früher ein als beim Manne: dort mit 16 bis 18 Lebensjahren, hier mit etwa 19, 20. Wohl zu unterscheiden von diesem quantitativen Wachsthum ist das qualitative Wachsen des Gehirns. Ohne uns hier auf Einzelheiten einzulassen, wollen wir nur kurz erwähnen, daß dieses hinter jenem zurückbleibt. Wichtige Fasern vollenden ihre definitive Entwicklung, hauptsächlich ihre Leistungsfähigkeit, erst gegen die Pubertätszeit hin, und die letzte Ausbildung der für das psychische Leben entscheidenden Großhirnrinde mit ihren „Windungen“ setzt sich jedenfalls über jenen Abschluß der Gewichtszunahme hinaus fort. Findet man nach dem Tode eine oder die andere Partie dieser Masse besonders stark entwickelt, und darf man eine Beziehung zwischen ihr und einer bestimmten seelischen Thätigkeit annehmen, die bei dem betreffenden Individuum hoch beansprucht war, so ist jene Entwicklung wahrscheinlich nicht blos angeboren gewesen, sondern ist wohl auch durch die Nutzung im Laufe des Lebens gesteigert worden. Doch muß vor allen übereilten Annahmen und Folgerungen auf diesem noch immer sehr unsicheren Gebiete dringend gewarnt werden.

Später wird man möglicherweise auch dazu gelangen, den verschiedenen seelischen Charakteren auf den einander folgenden Altersstufen auch verschiedene Beschaffenheiten und Thätigkeitsarten des Gehirns an die Seite zu stellen. Heute sind wir noch in der einen wie in der anderen Richtung mit unserer Kenntniß so wenig weit gekommen, daß wir einen Zusammenhang zwischen dem einen und dem anderen

mit erst recht unsicher erkennen. Eines kann man mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, und hier gelangen wir ganz besonders zu den pädagogischen Anwendungen des bisherigen Inhaltes unserer Betrachtung: das Kind vor der Pubertät ist weit mehr Sinnenswesen, als der junge Mensch nachher; und ist es weit mehr, als wir anerkennen und in unserem Bildungswesen berücksichtigen. Namentlich dürfte in dem Alter von 8 bis 14 Jahren das Sehen ebenso die größte Rolle spielen, wie vorher das Tasten, während doch gerade hier der Drang des Kindes nach dem Schauen und nach Allem, was zur Aufschauung gehört, viel zu wenig befriedigt zu werden pflegt. Keine bessere Zeit zum Ausbilden des Sehenlernens wie hier. Eine andere wesentliche Besonderheit zwischen den seelischen Charakteren der ersten Altersstufen liegt in der wechselnden Leidbarkeit. Im Ganzen scheint das jüngere Kind leidbarer zu sein als das ältere, sofern es sich bereits dem Zeitpunkt des kritischen Überganges nähert. Dieser Abfall in der Leidbarkeit setzt sich aber jedenfalls nicht gleichmäßig fort. Es scheint nämlich abermals der Mensch der ersten Jugendzeit leidbarer zu sein als der der späteren und seinen Lehrern und Erziehern durch seinen hingebenden, fügsamen Idealismus das pädagogische Geschäft ebenso zu erleichtern, wie es ihm der Mensch der vorhergehenden Altersstufe, aber auch der der nächstzukommenden Altersstufe, also des Abschlusses der Zeit des Reisens, zu erschweren pflegt.

Dass der völlig reise Mensch durchaus nicht der wenigst leidbare ist, lässt sich bei einem auch nur einigermaßen ansmerksamen Betrachten des täglichen Lebens leicht erkennen. Natürlich kommt hier, wie auch in allen früheren Stadien, ungemein viel auf individuelle Unterschiede an. Allein wir sprechen eben von den durchschnittlichen Beschaffenheiten. Und da lässt sich doch wohl einsehen, welche hohe Bedeutung für die spätere Reisezeit das Abschließen der Jugendharten hat, zumal auf Grund der steigenden Bedrohung mit dem, was als unabwendbar hingenommen werden muss, also mit den das wirkliche Leben begründenden und erhaltenen Notwendigkeiten. Allerdings ist über die weiteren Handlungen des Alters noch wenig beobachtet — wenig im Körperlichen und noch weniger im Seelischen. Dort hat man bemerkt, dass zwar der Leib noch nach einigen Rüstungen sich weiterentwickelt (namentlich in den Muskeln und im Fett), dass er jedoch nach anderen wieder zurückgeht. Damit beginnt der Prozess, welcher dem Prozess der Entwicklung gerade entgegengesetzt ist; ein guter heimischer Name für ihn fehlt, und man bejubt sich am ehesten mit dem der „Involution“, also einer „Entwicklung“, im Gegensatz zur „Evolution“, der „Anwidlung“ oder „Entwidlung“.

Eines der ersten, wohl wenigst beachteten Symptome dieses Rückgangs ist eine kleine Abnahme der Körperlänge. Hatte sich diese, wie wir sahen, meistens bis in den Anfang oder den Abschluss des dritten Lebensjahrzehnts hinein vergrößert und dann auf einem konstanten Maß gehalten, so beginnt sie, frühere Ausnahmen abgesehen, in der Mitte des zweiten Lebensjahrzehnts, der Dreißiger Jahre, bereits wieder abzunehmen, wenn auch kaum merkbar. Das Gesicht bleibt hingegen noch lange auf seinem sonst erreichten Stand und geht wohl erst mit 70 bis 80 Jahren ein wenig zurück, wobei abermals das Geschlecht davon ist als der Mann. Halten wir uns nun bei bekannteren Erscheinungen, wie z. B. der Ranzierung der Haut infolge Rückgangs der unter ihr liegenden Gewebe, nicht auf, so verdienen doch zwei wichtige Seiten der Sache noch eine besondere Aufmerksamkeit.

Erstens ist es ja so, zu sagen, das Alter selbst ja eine Krankheit. Jede Altersstufe ist etwas Merkwürdiges; sein noch so angemäßiges Verhalten das jetzt gesunden Kindes ist Krankheit, sein Leben beispielweise als solches ein Sprachfehler. Daß das Stadium des Überganges zur Pubertät gehört nicht im Geringsten zu den Krankheiten. Häufig ist nur, daß einmal manche Krankheiten in verschiedenen Alters verschiedenen Platz anstreben, und

das fernher manche Altersstufen dem Krankwerden überhaupt oder doch bestimmt Erkrankungen besonders günstig, kurz gesagt: empfindlich sind. So die erste Kindheit und das hohe Alter; so aber auch jene Pubertätsperiode. Wir schonen sie in der Regel viel zu wenig, während uns eine zarte Behandlung der allerersten und der allerletzten Lebensjahre ziemlich allgemein geläufig ist.

Zweitens kann man leicht bemerken und hat es auch schon längst bemerkt, daß der Mensch mit vorrückendem Alter „konservativer“ wird und von den „radikaleren“ Ansichten und Bedürfnissen seiner Jugend mehr oder minder abgeht. Dass nun auch hier große, individuelle Unterschiede walten, und daß mit Schlagworten wie „konservativ“ dabei wenig gesagt und gefälscht ist, liegt auf der Hand. Jedermann existiert die von uns gemeinte Erscheinung und bedeutet einen gewichtigen Faktor alles Lebens. Neuerdings hat ein Anthropologe, A. Neubauer, in seinem Werk: „Inzucht und Vermischung beim Menschen“ (Wien 1897) diese Erscheinung zu erklären versucht aus der Thatssache, daß die Zellen des menschlichen Körpers sich mit vorrückendem Alter mehr und mehr aus sich selber erneuern, also immer weniger beweglich und anpassungsfähig werden. Ebenso werden Geschlechter, die viel oder ausschließlich ineinander heirathen, mit der Zeit immer „konservativer“. Der äußen „Inzucht“ hier entspricht eine innere Inzucht dort. Jedermann ist damit etwas Wahres getroffen; nur daß es eine Überreibung bedeutet, in diesen Verhältnissen allein die Ursachen der hierhergehörigen Erscheinungen zu suchen; ganz abgesehen von den willkürlichen politischen Folgerungen, die dabei gezogen werden! Einem Zug zur Stabilisierung, wie man ihn längst aus ganz einfachen physikalischen Vorgängen und auch aus der Geschichte der Weltkörper kennt, müssen wir jenen Wandlungen ebenfalls zu Grunde legen.

Eine gewichtige ethische und pädagogische Folgerung ergibt sich nun unter allen Umständen aus dem gesamten Gange des bisher Gesagten. Jede Altersstufe stellt nämlich ihre natürlichen Ansprüche und hat somit ihre besonderen Rechte; sie will nicht bloß als eine untergeordnete Vorbereitung auf die nächstfolgende, sondern auch als ein selbstständiges Stück Leben betrachtet und behandelt werden. Wie steht in unserer Kultur und speziell in unserem Bildungswesen dieses „Recht jeder Altersstufe“ vernachlässigt wird, lässt sich allenthalben bemerken; schon die den Kindern niemals erlassene Moralspanke, daß man „nicht für die Schule, sondern für's Leben lernt“, ist eine Verleugnung jenes Rechtes, so viel wichtiges sie auch trifft. Natürlich lernen wir nicht für die Schule und lernen auch für das Leben. Vor Allem aber lernt jeder Lernende für die Sache und für sich selber, und zwar für sich, wie er nun einmal ist, als ein Mensch von der und der Entwickelungshöhe, nicht als der, welcher er werden soll.

Wie nun innerhalb des Lebens eines jeden Individuums die verschiedenen Altersstufen nacheinander auftreten, so stehen zu jeder Zeit nicht nur gleiche, sondern auch verschiedene Altersstufen mehrerer Individuen nebeneinander. „Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und Kind“, aber meistens nicht vier Generationen, sondern nur drei oder gar nur zwei. Diese Generationen stehen je nach ihrem frischeren oder frögeren Bedarf um mehr oder weniger Jahre aneinander; dieser Abstand ist zugleich ihre formelle Dauer. Als mein Durchschnitt kann eine Periode von dreißig oder etwas mehr Jahren gelten, und dies ist natürlich auch die durchschnittliche Dauer eines Menschenseins. Setzt man einen Zeitraum von 33½ Jahren an, was jedenfalls nicht zu niedrig und schwerlich all zu hoch genommen ist, so machen drei Generationen gerade ein Jahrhundert aus. Ist der Großvater am Anfang eines Saekulumus gestorben, so endet mit diesem durchschnittlich auch das Leben des Enfels.

Es wäre nun eine interessante Sache, den Aufbau des Menschengeschletes aus den Generationen näher zu betrachten; um so mehr, als diese Tradition bisher vorwiegend nur im Adel stande gepflegt wurde und bei den übrigen Ständen ver-

nachlässigt wird, was zwar begreiflich, jedoch ehrrecht ist. Jede Familie und selbst jeder Einzelne vergiebt seinen politischen Gesinnungen und seinen etwaigen Abneigung gegen sogenannte Familienimperialismus nicht das Geringste, wenn er den Besten seiner Vorfahren von ihm aus nach aufwärts einer „Ahnenstafel“, den Bestand seiner Nachkommen von ihm aus nach abwärts in einem „Stammbaum“ und den Bestand seiner Verwandten von ihm aus nach allen Seiten in einer „Verwandtschaftstafel“ aufzeichnet und diese Aufzeichnung seinen Nachkommen hinterlässt und zur Fortsetzung empfiehlt. Ob dabei vorzugehen ist, welche Prinzipien sich ergeben, namentlich beim „Hinaufsteigen“ zu den zwei Eltern den vier Großeltern, den acht Urgroßeltern, den 16 Vorfahren der vierten, den 32 der fünften „oberen Generation“ usw.; welche Folgerungen für den Aufbau der Gesellschaft sowohl wie auch für die Lage der betreffenden Einzelnen zu ziehen sind: das ergibt eine ganze Welt von Betrachtungen, die freilich einer anderen Gelegenheit zum Auseinander setzen überlassen bleiben müssen.

Dass nicht nur jede Altersstufe eines Individuums sondern auch jede Generation ihr „Recht“ im obigen Sinne hat, liegt so sehr auf der Hand, daß es sogar hinwieder das Recht der individuellen Altersstufen beleuchten kann. Nur spürt natürlich jede Generation ihr spezielles Recht ebenso am meisten, wie jede Altersstufe — und dies noch mehr — das Ihrige am meisten spürt. Die Gegensätze dieser Rechtsgefühle da und dort machen einen höchst gewichtigen Theil unserer Lebenskämpfe aus. Je mehr wir uns jedoch in die Reihe der Lebensalter des Einzelnen und der Gesamtheit vertiefen, desto mehr können wir auch die Gleichberechtigung aller Glieder erkennen und dadurch beitragen zu einer Überwindung oder wenigstens Milderung jener Kämpfe, ja selbst zu ihrer Verwerfung im Dienste wichtiger Dinge. —

## Lebensbilder von den Säugetieren des Meeres.

Von Curt Grossewitz.

**A**us dem Meere ist ehemals in grauen Urzeiten alles Leben hervorgegangen. Hier in den weiten überall gleichmäßigen Wassermassen fanden einfache, niedrig organisierte Wesen die besten Bedingungen für ihr Dasein. Hier fanden sie Nahrung, ohne sich von der Stelle zu rühren, und hier wurden sie doch von der Strömung fortgerissen, ohne Bewegungsorgane zu besitzen. Hier fanden sie Jahrtausende in denselben Wasserströmungen dieselben klimatischen, überhaupt dieselben Lebensverhältnisse. So haben denn die niedrigsten Thiere noch jetzt ihren Aufenthalt im Wasser, vorwiegend im Meere. Von dem Augenblick an, wo Meeresthiere sich an das Leben auf dem festen Lande gewöhnen, begann eine neue mächtige Entwicklung in der Thierwelt. Große Gruppen, wie Krustenthiere, Spinnen, Insekten, Reptilien, Vögel, Säugethiere, entstanden erst auf dem Lande. Ja vielleicht haben gar Fische und Amphibien einmal auf trockenem Boden ihren Aufenthaltsort gehabt, um erst dann wieder zu dem Wasserleben zurückzufahren. Es ist ja eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß alle auf dem Lande entstandenen Thiergruppen ihre Vertreter besitzen, die sich mehr oder minder gut dem Aufenthalt im Wasser angepaßt haben. So gibt es unter den Spinnen, den Insekten, ja unter den Vögeln, Arten, deren ständiger oder wenigstens hauptsächlicher Wohnort das Wasser ist. Auch von den Säugethiere sind viele zu der Sphäre zurückgekehrt, aus der ursprünglich alle Lebewesen stammten.

Gerade bei den wasserbewohnenden Säugethiere kann man es recht gut verfolgen, wie sie in allen Stufen und Graden sich den Bedingungen des Wasserlebens angepaßt haben. Da gibt es Thiere, die, wie der Fischotter und der Biber, ihre Körperform in dem feuchten Elemente kaum nebensächlich

# Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Nr. 28

Für den Anzeigeninhalt der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.  
Alleinige Inseraten-Annahme durch Helm. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro sogenannte Monopole-Zelle oder deren Raum: Mk. 1,25.

1903



**Remontoir-Uhren,** garantirt gutes Werk, 5 Rubis, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Reichsstempel, 2 echte Goldränder. Emaille-Zifferblatt, Mk. 10,50. Dieselbe mit 2 echten silbernen Kapellen, 10 Rubis Mk. 12.

**Schlechte Waare führe ich nicht.** Meine sämmtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau regulirt; ich gebe daher reelle 2-jährige Schriftliche Garantie. Verlangt gegen Nachnahme oder Postenzahlung, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reiche illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaaren gratis und franko.

**S. Kretschmer,** Uhren, Ketten und Goldwaaren, Engros Berlin 416, Neu Königstraße 4. Reelle und wirklich billige Bezugquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Erst versuchen, dann urtheilen!	
Pflaumenmus.....	M. 2,20
Melange-Marmelade .....	3,20
Himbeer-, Erdbeer-, Apfel- und Trauben-Gelée .....	3,20
Rhein. Apfelskraut .....	3,20
Zuckernonig, vorzüglich .....	4,20
Der 10 Pf. Eimerfr. u. Nachnahme. Julius Vogel, Nahrungsmittelfabrik Albsheim a.E., Rheinpfalz.	

**Wer dünner werden will,** durch übermäßiges Körperfülle verunstaltet ist oder sich durch dieselbe schwertätig und unbefestigt fühlt, dem ist „English Breakfast Tea“, Marke „Prince of Wales“, auf das Würmte zu empfehlen. Nach kurzem Gebrauch wird auch der umfangreichste „so schlank wie eine Tanne“ u. führt sich infolgedessen wie neugeboren. Es versucht daher, wer dünner wird, will „English Breakfast Tea“, welcher absolut unschädlich ist.

zu beziehen in Packeten zu M. 2 und M. 4 (Porto extra) gegen Nachnahme nur allein von **Brankmann & Co.**, Gelsenkirchen Nr. 94.

D. R. G. M. 130653.



Briefmarkenpreisliste gratis 30000 Preise. Viele Abbildung. Ankauf v. Samml. u. einzel. Marken. Philipp Kosack, Berlin C. Burgstr. 8, am Königl. Schloss.

**Buch über Ehe** die

von Dr. Retau m. 39 Abb. statt M. 2,50 nur M. 1,50. Preisliste über int. Bücher gratis. R. Oschmann, Konstanz 102.

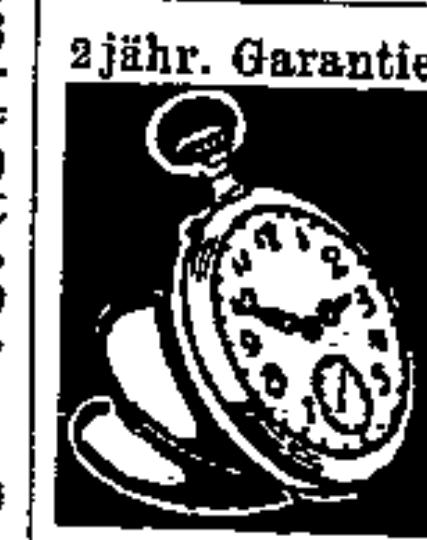
**Gesundheits-**  
**Aepfelwein** ohne Spritzsaft, garantirt naturrein, in Flasche und Flaschenfüllung. Preis- und Verkaufsbeding. frko. Muster zu Diensten. A. W. ter Meer, Aepfelweinfabrik, Kleinheubach a. W.



Körperpflege unter Einsendung von 50 g in Marken, welche bei nachfolg. Bestellg. angerechnet werden. Cosmetisches Laboratorium F. Lochmann & Co., Berlin W. 9.

## Alle Damen und Herren die in den Tagen vom 3. September bis 24. September Geburtstag

haben, werden behufs Entgegennahme einer interessanten Mittheilung gebeten, per Postkarte ihre genaue Adresse mit dem Geburtstage an den Verlag „Komet“, Berlin W. 30, zur Weiterbeförderung zu senden.



2 jähr. Garantie. **Präzisions-Ankeruhren,** Silber, 15 Rubis, mit Orig.-Gangsschein des offiz. Observatoriums M. 38,50; desgl. 14 Karat Gold von M. 105 an. **Remontoirs,** Silber mit Goldrand von M. 10, Herrenketten, Silber v. M. 8, Nickel v. 7,50 &, Regulatoren mit Schlagwerk von M. 8 an. Illustr. Katalog üb. Uhren, Ketten, Ringen, Schnück aller Art kostenfr.

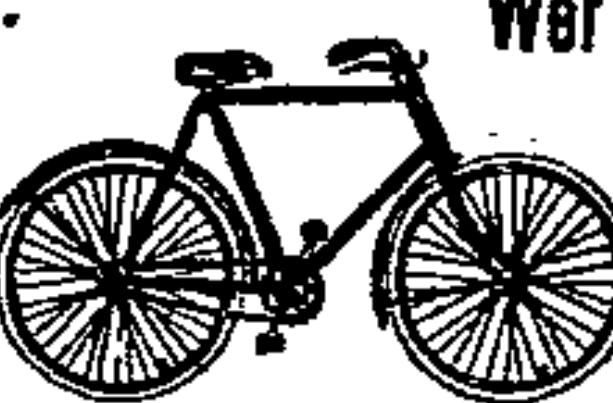
**Eug. Kreckecker, Taschen-Uhrenfabrik und Versand.**

LINDAU im Bodensee 756.

## Tatsache!

**Die Continental-Fahrrad-Fabrik**

lieft auch wieder  
für Saison 1903  
fraglos die



Wer mit seinen Pneumatiks

wegen vorzeitiger Abnutzung der Mantel oder Unidichtigkeit der Schläuche Ärger hatte und nun endlich

mit Sicherheit

**schönsten Modelle**  
und  
**zuverlässigsten Räder**  
der Welt

zu  
enorm niedrig. Preisen.

Ueberall suchen wir Wiederverkäufer und geben

## Probemaschinen

ohne Preisaufschlag ab, ohne dass sich die Empfänger zur Abnahme weiterer Maschinen zu verpflichten hätten.

Lassen Sie sich zunächst vollständig kostenlos unsern vornehmen reich illustrierten Katalog **nebst Vorzugspreisliste** senden. Sie werden finden, dass

Preise enorm billig und jedes Risiko ausgeschlossen ist.

Nichtkonvenirendes wird bereitwilligst zurückgenommen und der bezahlte Betrag zurückverstettet.

## Continental-Fahrrad-Fabrik

von Hermann Prenzlau, HAMBURG 110.

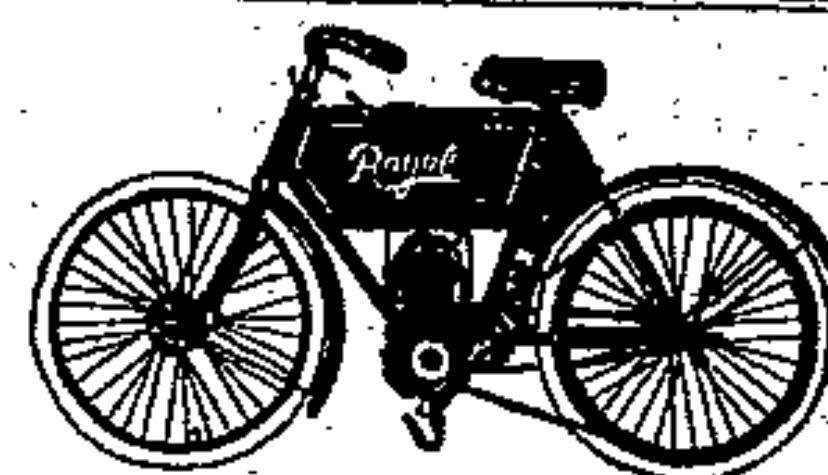
**Wer umsonst eine gute Tasse Kaffee trinken will,** verlange per 5 & -Postkarte kostenlose und portofreie Zusendung einer ergiebigen Probe meines vorzüglichen frisch gebrannten holländischen Java-Kaffees. Bewährte und beliebte Qualität. Wundervolles Aroma. 10 &-Postkoffi franko und verzollt M. 11,50 Nachnahme. Viele Anerkennungen. Ladenpreis in Deutschland mindestens 50 & pro Pfund höher. Ein Versuch überzeugt.

J. L. Hinse, Suderwick (Kreis Borken) a. d. holländ. Grenze. Kaffee, Thee, Kakao.

**Conrad Eschenbach**  
Musikinstrumenten-Fabrik  
Markneukirchen L.S. No. 408.  
Billigster Bezug Preisliste frei.



**Das Neueste:**  
**Siemens' Gas-Kocher**  
und Herd-Platten.  
Prospekte gratis.  
Friedr. Siemens, Dresden.



Motorzweiräder von 300 Mark. an. Motors zum Selbst-Einbau in jedes Fahrrad ohne Veränderung.

Fahrräder 1 Jahr Gar. M. 79,- m. Freilauf-Rücktrittbremse . . . . . 99,-

Glockenläng., Innenläng., Doppelglocken. Laufräder . . . . . M. 3,90, 4,75, 5,50, 6,-

Luftschläuche . . . . . M. 2,75, 3,50, 4,-

Laufläden . . . . . M. 0,75

Acetylumcarbid, Kilo . . . . . 0,50

Lenkstange, vernickelt . . . . . 2,70

Pedale . . . . . 1,85

Elektr. Taschenlamp. . . . . 1,25

Gespannte Räder . . . . . 5,-

Fusspumpen . . . . . 1,15

Freilauf Hinterräder . . . . . 11,-

Reparaturen aller Systeme billigst.

Fordern Sie gratis u. frko. unseren neuen, reichillustr. Katalog 1903.

Vertret. auch gelegentl. Verk. ges. Hoher Rabatt, guter Nebenverdienst.

Willi Hausscherr, S. m. b. f.

Berlin O. 27, Alexanderstr. 150.

Goldene u. silberne Medaille Paris 1900.

**500 Mk. Belohnung.**

Sommersprossen, Gesichtspickel, Mittesser, Finnen, Pusteln, Gesichtsröthe, Nasenröthe, Runzeln, Falten und Hautunreinigkeit, verschwind. durch mein.

**Schönheitshersteller.**

Naht Gesicht u. Hände blend. weiß,

glatt, zart u. jugendlich. Garantie

f. Erfolg. Glänzende Dankeschreiben.

Per Nachnahme M. 3,60 (franco M. 4).

Georg Pohl, Berlin, Brunnenstr. 157.

Sonst nirgends.

+

**Magerkeit** +

Schöne, volle Körperperformen durch unser Oriental-Kraftpulver, preisgekrönt,

goldene Medaille Paris 1900 Hygiene-

Ausstellung und goldene Medaille Hamb-

urg 1901; in 6-8 Wochen bis 30 Pfund

Nachnahme, garantirt unschädlich, streng

reell — kein Schwund. Viele Dank-

schreiben. Preis: Karton M. 2. Post-

anwendung o. Nachnahme mit Gebrauchs-

anwendung. Hygienisches Institut

D. Franz Steiner & Co.

Berlin 170, Königgrätzerstr. 78.

**Curt Göpel**

BERLIN C 215

Stralauer Strasse 13-14.

Uhren-Fabrik-Lager.

Nick.-Remont.-Uhr. M. 4,75

Silb.-Herren-Rem.-Uhr. M. 8,50

Silb.-Damen-Rem.-Uhr. M. 9

Dieselbe vergold. Ia. M. 12

Gold.-Damen-Rem.-Uhr. M. 18

Gold.-H.-R.-Uhr. M. 29 an.

Sümmtl. Uhren sind trotz

d. bill. Preise gut. Qual.

gut abgezogen und regalirt und wird

3 Jahre schriftlich garantirt. Versand

gegen Nachnahme. Katalog über Uhren

und Goldwaaren gratis und franko.

Wiederverkäufern Rabatt.

+

**Händler und Häusler**

verlangt Preisliste über Kurz-

Bande, Ledere- und Stahlwagen,

Seifen u. alle einschlägigen Artikel von

Wilhelm Sonnenberg

(Inhaber: B. Rosenstein), Hamburg,

Großneumarkt 24, Spez.-Engroß-

Geish. usw. Händl., Häusler, Web- u.

Marktreit. Verz. überall. geg. Nachn.

+

**Kamerun-Kaffee**

sehr kräftig und aus-

giebig, aus feinem Bruch-

u. Reiben-Kaffees nach eigen-

Methode geröst. u. hergestellt.

DR. PHIL. 60 PI. 10 Pf. 6 Mk. frei Hans-

Preise von M. 110 an.

Neue Modelle 1903.

Leichter Gang;

scharfste Entrührung. Vertrieb gesucht.

Märk. Maschinenbauanstalt „Teutonia“

Frankfurt a. d. O. No. 6.

+

**Buch über die Ehe**

mit 39 Abbild. von Dr. Retau. M. 1,60.

Vollständiger Ratgeber für Eheleute

mit 50 Abbild. von Dr. Herzog. M. 1,60.

Beide Bücher zusammen M.



**Waldteich in der Mark.** Nach einem Gemälde von Walter Leistikow.  
Mit Genehmigung der photographischen Gesellschaft in Berlin.



verändert, sondern ihre Beziehungen zu den landbewohnenden Verwandten aufrecht erhalten haben. Dann giebt es größere Gruppen, die zu wirklichen ausgesprogenen Wasserthieren geworden sind, aber auch hier kommen von den Ochsenrobben an bis zu den ganz fischähnlich gewordenen Bartenswalen alle möglichen Entwicklungsstufen vor.

Wenn man von den Sängethieren des Meeres spricht, so kommen drei Ordnungen der Sängerklasse in Betracht: die Robben, die Sirenen und die Walthiere. Das sind aber Alles immerhin umfangreiche Gruppen, von denen jede recht verschiedenartige Typen umspannt. Eine gemeinsame Tendenz zieht sich aber durch die Entwicklung aller dieser Meeressängethiere hindurch. Jedes Lebewesen, das zum Wasseranfenthalt übergeht, sucht seine Gliedmaßen in Flossen umzuwandeln, oder, soweit sie überflüssig sind, gänzlich abzuwerfen. Die Robben besitzen zwar noch alle vier Beine und an diesen sind die Zehen auch äußerlich wahrnehmbar. Aber diese Gliedmaßen sind doch bereits so verkrüppelt, daß sie zum wirklichen Gehen garnicht mehr benutzt werden können, sie haben eine ganz kurze, breite Gestalt bekommen, die sie bereits den Flossen sehr ähnlich macht. Bei den Sirenen sind nur die vorderen Gliedmaßen noch vorhanden und zwar erinnern sie noch einigermaßen an ihre ursprüngliche Gestalt. Bei den Walthieren aber ist auch die leste Spur von Beinähnlichkeit verschwunden, die vorderen Gliedmaßen sind vollkommen Flossen geworden, während die hinteren ebenfalls gänzlich fehlen.

Die Robben, deren bekanntester Vertreter unser gemeiner Seehund ist, lassen in ihrem Knochengerüst noch ganz deutlich ihre Abstammung von Landthieren erkennen. Ihr Skelett ist das der Raubthiere. Und auch an ihren Gliedmaßen lassen sich noch die entsprechenden Knochen erkennen. Das ist allerdings auch bei den Flossen der Sirenen der Fall, ja selbst bei denen der Walthiere. Aber im Uebrigen hat der Körperbau der beiden letzteren Thierordnungen bedenkliche Wandlungen durchgemacht. Mit dem Verlust der Hinterbeine verlor auch das Leben seine Bedeutung, es ist daher bei den Sirenen stark verflümmt und bei den Walthieren gänzlich verschwunden. Während bei den Robben der Schwanz zu einem kurzen Stummel geworden ist und die Hinterbeine mehr die Funktionen von Ruder- und Steuerorganen übernommen haben, bildete sich bei Sirenen und Walthieren der Schwanz zu einer Schwanzflosse aus, die genau die Form hat wie bei den Fischen.

Schon bei den Robben hat der ganze Körper eine längliche, spindelförmige Gestalt bekommen, die für die Fortbewegung im Wasser so vortheilhaft ist, aber bei ihnen setzen sich Kopf und Hals, Rumpf und Schwanz und die einzelnen Gliedmaßen deutlich voneinander ab. Bei den Sirenen hat sichindeß Alles so fest aneinander geschlossen, daß die straffe einheitliche Fischform bereits überwiegt. Nur der Kopf mit seiner Nase und seinem wulstigen Maule haben noch die Gestalt, die an Sängethiere erinnert. Solch eine Sirene oder Seeuh gleich einer einem Fisch, wenn man den plumperen Kopf eines Würfels aufgesetzt hat. Die Walthiere aber gleichen mir ganz und gar den Fischen und man hat sie bis weit in die Nezeit hinein dafür gehalten. Wenn man zum Beispiel den Grönlandwal sieht, so kommt man immer wieder in die Verwunderung, daß Fisch zu nennen, wenn man sie nicht stetig vergesamtztigt, daß dieses Thier lebendige Fische zur Welt bringt und sie singt. Aber noch etwas leicht Wunderliches unterscheidet außerdem jedes Walthier von den Fischen. Es hat eine Lunge. Alle das bisher beschriebenen Sängethiere atmen durch Lungen. Diese Organe sind sowohl bei den Robben wie auch bei den Sirenen und Walthieren sehr groß, sie können sehr viel Sauerathmen und erträumen es dennoch den Thieren, sehr lange Zeit unter Wasser zu treiben zu können. Der Grönlandwal hölt es wohl unter Wasseroberfläche gar eine Stunde lang in der Tiefe aus, ohne Atmen zu holen. Schließlich mag aber auch er an die Oberfläche treten und das unerträglichen Gasentzündlich vor-

nehmen. Die Atemung durch Lungen ist ohne Zweifel für solch' ausgesprogene Wasserbewohner eine sehr umständliche Sache, sie nötigt die Thiere auch während der Nacht, von Zeit zu Zeit an die Oberfläche zu kommen. Seehunde, die in der Nacht zu schlafen pflegen, tauchen etwa alle fünf Minuten empor, um dann wieder in die Tiefe hinab zu sinken. Solch ein Schlaf dürfte nicht nach Federmanns Geschmack sein, allerdings muß man bedenken, daß das Auf- und Abtauchen im Wasser für einen Seehund eine leichte Sache ist, bei der er seine Glieder kaum in Bewegung zu setzen braucht. Sobann aber wacht das Thier dabei keineswegs auf, das Auf- und Niedersteigen im Wasser erfolgt bei ihm ganz mechanisch.

Es war der Natur ohne Zweifel unmöglich, aus der Lungenatmung der Meeressängethiere eine Kiemenatmung zu machen, und das kann als ein Beispiel dafür angesehen werden, daß in der Entwicklung der Lebewesen manche Anpassungsfrage noch nicht gelöst ist. Und doch ist es ganz sicher für viele Walthiere ein gewaltiger, ja ein verhängnisvoller Nachtheil, daß sie auf Lungenatmung angewiesen sind. Einmal bleiben ihnen, und das gilt schließlich für alle Meeressängethiere, die unteren Regionen der Tiefsee für immer verschlossen. Sodann aber haben es die großen Walthiere der Lungenatmung zu verdanken, wenn es dem Menschen gelingt, ihrer in so großer Menge habhaft zu werden und sie gar dem Aussterben nahe zu bringen. Könnten sie in der Tiefe beliebig lange Zeit verharren, so wäre die Jagd auf sie außerordentlich erschwert, ja beinahe unmöglich gemacht.

Mancherlei kleinere Anpassungen ergaben sich bei dem Wasserleben fast von selbst. Das Fell bekam infolge der steten Bewegung durch ein immerhin dichtes Medium kurze Haare, ja, es verlor dieselben bei den Fischsängethieren, die nie an's Land kommen, gänzlich. Diese Fellschichten machen den Körper rauh und lassen keine im Wasser so hinderlichen Ecken auftreten. Wegen ihrer Leichtigkeit befördern sie die Beweglichkeit der Thiere und außerdem geben sie, ein Erjaß für den Pelz, einen ausgezeichneten Schutz gegen die Kälte. Bei den Walthieren sind selbst die Knochen mit flüssigem Fett ganz und gar durchzogen, und sie haben eine schwammige Konstanz, so daß ihr Skelett durchaus nicht so schwer ist, als es nach seiner Größe und Massigkeit erscheinen könnte. Die meisten Sängethiere des Meeres haben ihre Ohrenschläfen verloren. Im Wasser sind ja alle übrigen Thiere stummi, also war ein besonders ausgeprägtes Gehör nicht gerade nötig. Da aber der Aufenthalt im Wasser die Wirkung hat, alle Gliederung des Körpers zu beseitigen, alle Eide zu entfernen, so verloren sich auch die Ohrenschläfen. Nur eine Familie der Robben, die Ochsenrobben, dieselben, die auch noch ihre Gliedmaßen am ursprünglichsten erhalten haben, besitzen jene Organe noch. Schon die beiden anderen Familien, die Seehunde und Walrosse, besitzen sie nicht mehr. Alle Robben haben übrigens Vorrichtungen, um Nase, Ohren, Augen im Wasser zu verschließen. Es ist dies ein Zeichen dafür, daß die Gewöhnung an das Wasser noch keine sehr vollständige ist, jene Organe bedürfen noch eines Schutzes, dessen sie bei den Sirenen und Walthieren entbehren können. Bei Letzteren ist die Nase zu einem besonderen Organ geworden, das die Funktion des Riechens aufgegeben hat. Es ist ganz auf die Stirn gerichtet und dient dazu, dem mit Wasserdampf erfüllten Atem des Thieres einen Weg nach außen zu verschaffen. Die Nasenöffnung wird bei den Walen Spritzloch genannt, weil es den Anschein hat, als sprüge aus ihr eine Fontaine von Wasser empor.

Bei den Sängethieren ist das Gebiß von sehr großer Bedeutung, da in seiner Form die Lebensgewohnheiten der einzelnen Gruppen zum Ausdruck kommen. Man denkt nur, wie gut die Raubthiere durch ihre furchterlichen, Mordwerkzeugen gleichenden Backzähne, die Raugethiere durch ihre eigenartigen Schneidezähne charakterisiert sind. Auch das Gebiß der Meeressängethiere zeigt je nach den drei größeren Gruppen sehr verschiedenartige, aber

immer höchst eigenartliche Formen. Bei den Robben sind alle drei Arten von Zähnen, Schneide-, Eck- und Backzähne, vorhanden, wenn die letzteren auch nicht so differenziert sind wie bei den Raubthieren. Die Robben erinnern eben auch in ihrem Gebiß noch sehr deutlich an ihre Herkunft vom Festlande. Die Sirenen, die ja in der Anpassung an den Wasseranfenthalt bedeutend weiter vorgeschritten sind, haben keine Eckzähne mehr. Sie besitzen auch wenig Schneidezähne, dagegen viel breite Backzähne. Ihr Gebiß erinnert also an das der Paarhufer. Wir werden sehr bald sehen, wie die Lebensweise und die Abstammung dieser Thiere der Form dieser Bezahlung entspricht. Bei den Walthieren schließlich besitzt die eine Gruppe fast vollständig gleichförmige, übrigens in den meisten Fällen sehr wenige Zähne. Die andere Gruppe dagegen hat überhaupt kein Gebiß, das aus Zähnen besteht. Vielmehr ragen aus dem Oberkiefer und dem Gaumen Hornplatten, die sogenannten Barten, in die Mundhöhle herab. Dieses System von Barten, die bekanntlich das Fischbein liefern, dient als Seihapparat, der nur das Wasser, dagegen nicht die mit ihm in das Maul hineingerathene Fischbeute aus der Mundhöhle herausläßt.

Die verschiedene Art der Bezahlung läßt schon an und für sich vermuten, daß die drei großen Gruppen von Meeressängethieren in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu einander stehen. Man könnte sich ja den Entwicklungsgang so vorstellen, daß Robben, Sirenen und Walthiere drei verschiedene Stadien auf dem Bildungswege eines und desselben Thierstamms darstellen. Es hätte sich also eine Gruppe von Landsängern zu Robben umgewandelt, aus diesen wären alsdann durch immer vollkommenere Anpassung an das Wasserleben Sirenen und schließlich Walthiere hervorgegangen. Allein gegen diese Annahme spricht nicht nur das Gebiß, sondern auch die Urgeschichte dieser Thiergruppen. Wir wissen nämlich, daß gleich zu Beginn der Tertiärperiode, in jener wunderbaren Zeit, in der wie auf Zauberwort die Sängethierwelt einer gewaltigen Reichtum von Gestalten entfaltet, daß also zu jener Zeit bereits die Walthiere und die Sirenen auftreten, von den Robben aber noch keine Spur vorhanden ist. Diese erscheinen erst viel später, erst in der zweiten Hälfte der Tertiärzeit. Daher ist es ganz klar, daß jene beiden Thiergruppen nicht aus den Robben hervorgegangen sein können. Der Umstand, daß beide zu gleicher Zeit auf die Weltbühne treten, deutet darauf hin, daß beide sich selbstständig aus Landthieren entwickelt haben, ebenso wie später die Robben direkt von Sängern des festen Landes abstammen. Von welchen Landthieren sie abstammen, ist schwer festzustellen. Vielleicht gingen sie aus alten Hufthieren hervor und zwar zu einer Zeit, wo diese sich noch nicht zu Paarhufern, Muhaarhufern, Hirschtieren spezialisiert hatten. In dieser Abstammung von Hufthieren würde freilich die Thatsache nicht recht stimmen, daß die Walthiere Fleischfresser sind. Ist so die Herkunft dieser Meeressbewohner noch in Dunkel gehüllt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Sirenen wirklich aus Hufthieren hervorgegangen sind. Ihr Gebiß und auch ihr Schädelbau weist darauf hin. Die Sirenen, die ja auch Seekühe heißen, sind Pflanzenfresser, und ihr Gebiß, das der Fischähnlichkeit und breite, zum Zermahlen der Rüben- und Seepflanzen geeignete Backzähne besitzt, erinnert an die Bezahlung der Kinder. Viel später als Sirenen und Walthiere treten sodann die Seehunde auf. Alle die Thiergattungen, die in der zweiten Hälfte des Tertiärs entstanden sind, haben im Großen und Ganzen ihre Gestalt bis auf die Gezeitwatt unverändert bewahrt. So haben denn auch die Robben sich noch nicht weit von dem Thierstamm entfernt, aus dem sie sich entwickelt haben. Wie bereits erwähnt, sind die Robben aus Raubthieren hervorgegangen. Ihr ganzes Skelett erzählt bis in's Detail von dieser ihrer Abstammung, und es gibt Naturforscher, welche sie nur als eine Gruppe von Raubthieren angesehen wissen wollen.

# Sternen.

Von Franz Diederich.

**H**Am rothen, dicht von weißem Balkennetz  
Gefelderten trautstillen Haidehaus  
Senkt tief der moosbegrünte Strohdachgiebel  
Schräg auf mein kleines Fenster sich herab.

Ein Gärtchen vor dem Haus . . . dann eine weite,  
Waldeingesenkte Wiese . . . Kühe grasen . . .  
Und fern der braunen Haide Ewigkeit,  
Durchwürfelt von lichtbräunlich-jungen Heckern  
Und goldgelb leuchtender Lupinensaat.  
Ein dunkler Laubforst, endlos links und rechts,  
Schließt künstlerisch, ein Kronenschmuck der Macht,  
Mit großgeschwung'ner Wipfelwellenlinie  
Des Riesenvollbilds Wunderschöpfung ab.

Blauschlichten Saums ein Meisterwerk umrahmend,  
Umfaßt mein kleines Fenster dies Juwel.

Und auf das sauberschmale Innensims  
Den Arm gestützt, verweil' ich Stunden schon  
Und tauche sinnend in der Schönheit Weiten,  
Die, quellend aus der schrankenlosen Freiheit  
Gedehnter Flächen, an ihr Herz mich zieht.  
Der Anblick röhrt wie Windhauch leise Wellen  
Auf der Erinn'rung waldverträumtem Teich.  
Aus früher Kindheit wachen Tage auf  
Und aus der Jugend, sonnenüberglänzt . . .  
Doch nun ein Schattenwolkenzug . . . Die Sonne  
Weicht von der Flur. Vor meinen Blicken auf  
Steigt dürtig eng ein Raum, gedrückt und still;  
Die Wände kahl, getüncht . . . Tisch, Schemel, Strohbett . . .  
Ein kleiner Bücherständer zwar dazu,  
Doch vor dem Fenster, schlicht wie dieses hier,  
Kaltfest ein Eisengitter kreuz und quer,  
Und eine schwere Thür ihm gegenüber,  
Mit winzigem Guckloch, außen wohl verdeckt,  
Und so die Thür von außen wohl verriegelt . . .  
Zwei Sommer meines Lebens birgt der Raum,  
Zwei grüne Sommer und zwei weiße Winter,  
Und doch, ich trug es, ich verwand den Grimm.  
Mein stürmisch Blut, dem Zeitenkampf entrissen, —  
Was hilft's, in Liedern Kerkerwände sprengen! —  
Ich fand dem Sturm der Lind'rung Arzenei.

Durch meines Fensters schwarzes Eisennetz,  
Hoch über Mauerring und Stadtwallbäume,  
Flog weit der Blick in offnes Land hinaus.

Die Wiesen grünten, gelber Roggen reifte,  
Kornblumen wölkten blau durch's Ahrengold!  
Schon dengelten die Sensen . . . dunkle Punkte —  
Die Mäherschaar — bewegten sich geheim . . .  
In Stiegen stand die Mahd am nächsten Morgen . . .  
Dann ragten volle Diemen dachhoch auf —  
Und nun einförmig dumpfes Stoßgeräusch:  
Schwarz puffte schweren Rauch die Dreschmaschine . . .  
In hundert feinen Tönen klang das Leben  
In meines Zwingers tödtend Einerlei:  
Und weil ich Leben sah, verdorr' ich nicht.

In schlankem Bogen schwang sich unsichtbar  
Ein Brückenpaß in's Land der Phantasie.  
Durch Gitter und Gemäuer ging mein Weg.  
Auf Windesflügeln ritt ich reisig aus.  
Hoch über Wipfelgrün und Ahrenwogen  
Braust' ich dahin, wunschflammend meine Augen.  
Ich brauste toller als die Schienenschlangen,  
Die räderrasselnd-schwarzen Ungeheuer,  
Die früh und spät, den Qualmschopf wild im Nacken  
Nachflatternd, durch das ferne Wiesengrün  
Mit langgezognem Sausen vorwärts fauchten.  
An schaumgepeitschter Küste lag ich längst  
Im weißen Dünensand, glasgrüner Wogen  
Erregten Schwall in tiefster Seele fühlend.  
Und längst gen Süden klomm ich im Gebirg  
Zu Gipfeln auf, eh' jene nordwärts, südwärts  
An's Endziel ihrer Donnerfahrt gelangt . . .  
Und mit den Winden flog ich östlich aus  
Weit, weit hinaus, bis an die blauen Berge,  
Die fern den Saum der Himmelkuppel stützten . . .  
Am Abhang träumt ich tief im Haidekraut,  
Um's Haupt mir glänzten rosigzarte Halme,  
Mattgrüne Hüllen um die jungen Rispen,  
Und silbernblaue Blüthenköpfchen schwankten . . .  
So frei hob sich die Brust, in tiefen Zügen  
Sog ich die Sonnenlust, das Herz ging auf:  
„Ich strecke meine Hände dir entgegen,  
Du wonnigste Natur . . .“

Da stoßen

Die Hände jäh an kalte Eisenkanten.  
Im Thürschloß hinter mir klirrt rasselnd, roh  
Ein Schlüsselbund. Ein finst'rer Wolkenschatten  
Jagt plötzlich draußen über das Gefild.  
Und droben hing's geballt wie eine Faust,  
Zur Erde niederdrohend, schlagbereit . . .

# Feuilleton.

**Waldeich in der Mark.** Es ist schon sechs oder sieben Jahre her, daß wir auf einer Wanderrung durch die Mark das Bild erlebten, das Walter Leistikow in seinem heute reproduzierten Werke dargestellt hat. Wir wanderten um das Besucher des schönen Müggeljées zum „Großen Müggelberge“. Er ist nicht so schwierig, der Bergriese der Mark, wie sein Name es vermuten lassen könnte; man kommt die 95 Meter auch ohne Bergstock und Nagelschuhe hinauf, und zur Röth schafft ihn auch ein Berliner Droschkgau. Aber schön ist er trotzdem, und wer, wie wir, von seinem „Gipfel“ den weiten, weiten Blick in sich aufgenommen hat, über Wälder und Wiesengründe, über in großen Bogen geschwungenen Flugläufe und kleine und große Seenlächen, das Alles vor uns nach Besteien vom purpurroten Glanz der jährenden Sonne übergesessen, während vom Osten her über die Müggel die letzten, blaugrauen Abendschatten heraufziehen . . . Aber davon hatten wir hier ja nicht zu reden, sondern von dem kleinen „Teufelssee“, der im Grunde vor dem Berge liegt. Wir blieben überrascht stehen, als wir an ihn herantraten: das Bild, das wir hier vor uns sahen, hatten wir schon einmal vor Augen gehabt, und wir wußten doch, daß wir niemals vorher in dieser Gegend gewesen waren! Richtig, es war die Landschaft von Leistikow, die damals Aufmerksamkeit erregte, die wir hier genau so wiedersehen, wie der Maler sie gegeben hatte. Vor uns der schwarze, glatte Spiegel des Sees, in dem das ganze Bild in tiefen Farben wiederlebte, und bis an den See herantretend der Wald, der nach hinten einen Hügel hinaufstieg und links, sich zurückziehend, eine Richtung streifte. Und auch dieselbe volle Farbenafford wie auf dem Bilde: Unter den Strahlen der schon tief stehenden Sonne leuchteten die Stämme der Eichen rotgoldene auf, und ihr zartiges Geäst hob sich stark heraus aus dem frischen Grün der Baumkronen, während der Himmel darüber ein lichtes, weiches Blau zeigte, das von zarten, rosigen Wolkenstreifen durchzogen war. Das Ganze, der tiefe Ton unten, der volle Klang in der Mitte und der helle Himmel darüber, gab eine Harmonie von schlichter und feierlicher Größe; und Leistikow ist es gelungen, diesen Schmuck seines Motivs mit einer eindringlichen Kraft festzuhalten. Mit diesem und ähnlichen Bildern aus der Mark, besonders auch aus dem Grunewald, begründete Walter Leistikow seinen Ruf als Landschaftsmaler. Er hat es wie keiner vor ihm verstanden, die selle Schönheit der von uns Mädeln so viel geliebten und von Denen da draußen so viel beispiellosen Mark im Bilde wiederzugeben. Der Maler hat dann den Versuch gemacht, durch strenge stilisierung zu einem großen Stil zu kommen; es waren lange Jahre, in denen man eigentlich nichts als Experimente von ihm sah, und jetzt arbeitet er in seinen Bildern, in denen er oft zu den alten Motiven zurückkehrt, auf eine große Wirkung hin, mit starken Farbenkontrasten und großzügiger Beidigung. Über der nämliche Reiz seiner ersten Waldbilder ist in diesen späteren Werken verloren; das fühlt der Beobachter bei einem Bilde wie unserem heutigen mit besonderer Freiheit. — hl.

**Schriftstellerische vor dreihundert Jahren.** Der deutsche Schriftsteller war schon in der guten, alten Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege nicht auf Rosen gehiebt: zumal, wenn seine freien Künste ihren Künsten verdienien. Als berühmtestes Beispiel, wie es einem vor dreihundert Jahren gehen konnte, wenn man die Dreißigkeit des hochwogenden Renten unangenehme Schärheiten zu jagen, darf der schwäbische Dichter Niodemus Fröhlin genannt werden. Ein Sohn jenes württembergischen Hauses, der Schubart ein Exemplar auf dem Hohenasperg zugeschrieben ließ, verlor die Fröhlin auf dem Hohenasperg. Als der Poet nach Lügau, hinter Hof aus diesem Geheimnis zu fliehen verachtete, verunglückte er und starb am 29. November 1590 an den Folgen.

Zu Fröhlin erscheinen die deutschen Schriftsteller, welche jener Zeit von der englischen Seite. Von der sonstigen verfertigten je jah in dem Nördlinger Dieterling Johann Zihler. Seinem Komödien nach hat dieser Sohn der damals freies Reichsstadt „schnell und reichmannig“, außerdem aber vor Zihler ein ehriger „Liebhaber der poeten“. Als solcher hat er des Dichters den ehrwerten Magistrat von Nördlingen begeistigt und in dessen Freiburg als komödiantische Person die Unverblümtheit erlangt, deren seine komödiantischen Werke nicht verhohlung gebordet sind. Um soviel seine Komödie und seiner Versen viele des Nördlinger Büttelkum durch seine Schüler zu bewirken zu können, benötigte Zihler eine Erlaubnis des als gefürchte Zensurbehörde fungire-

den hohen Magistrats, und die ward ihm mitunter verweigert. Wenn er sie aber auch bekam, so kann er doch keine Seide. Denn erstens durfte er blos ein Eintrittsgeld von zwei Pfennigen nehmen, und zweitens war da die böse Konkurrenz. Es gab in Nördlingen noch mehr Leute mit einer poetischen Ader. Ein solcher Kollege machte Zihler besonders zu schaffen: Georg Fräck hieß der gottbegnadete Sänger. Er verklagte im Mai 1611 Zihler beim Rath wegen Vertragssbruchs. Sie hatten gemeinsame Aufführung einer Komödie verabredet. Nachher aber wollte Zihler das Geschäft allein machen. Darum lief Fräck zum Rath. Zihler antwortete mit der Rekrimination: Fräck habe ihm großen Schaden zugefügt: „wann er sich verstanden, das mir die meß über durch sein bözen buchen ein anschlagzettel über dem andren ist abgerichtet worden, welches mir fremde mehleuth angezeigt.“ Wenn das unlauterer Wettkampf war, so konnte Fräck seinerseits wieder mit einem Höftchen über Zihler aufwarten, das auch nicht schlecht war. Zihler hatte als Erzeugniß des eigenen Genius ein Stück drucken lassen, das in Wirklichkeit von dem sogenannten Hans Sachs stammte.

Angefangen dieses niedlichen Falles von literarischem Diebstahl kann man sich nicht wundern, daß Zihler auch auf anderen Gebieten umfangreiche Plattenerzeugnisse seiner Schriftstellerei an den Tag brachte: es waren weniger Schriften, als Abschriften. So bat er z. B. am 26. Januar 1616 den Rath um die Erlaubniß, eine Bibelerklärung drucken lassen zu dürfen. „Giebt's nicht“, war die Antwort. Der unglückliche Zihler aber hatte schon die Kleinigkeit von 400 Bogen als Anfang seines Opus fertiggestellt. „In gerichtlicher Betrachtung, das folches alles kein müßiggang oder faulzenzen, bevorab der stolz und überhebung, sondern die leibes nahrung und armiet geihan habe“, bat er den Rath um eine kleine Vergütung. Dies Bündelblätter ward ihm großmuthigst in Gestalt von zwei Gulden bewilligt, dazu kam aber als eine für einen Schriftsteller recht kränkende Zugabe die bittere Pille: „soll sich als ein idiot künftig dergleichen schreibens nicht mehr unternehmen“.

Die Wartung fruchtete nichts. Schriftstellerischer Drang und fehlende „leibes nahrung“ verführten den armen Schulmeister vielmehr, sich auf das lästige Gebiet des Zeitungsschreibens zu begeben und in der damals für „Zeitung“ üblichen poetischen Form fette Enten in die Welt flattern zu lassen. In der Rathssitzung vom 22. Mai 1616 bekam er dafür eins auf's Nach: „Johann Zihler, Schulmeister, wurde verboten, daß er allerhand neue Zeitungen, die meistens theils ontwachafft, carminice (in Gedichtsform) verfertige und allenhalben ausspargire (verbreite), da es jene doch vor dijem auch verbotten worden . . . Er habe also eigentlich verdient, in's „gefendhus“ gestellt zu werden, solle aber für dies Mal noch mit der Wartung davonkommen, daß er nächstes Mal nach Numero Sicher müsse. Zihler ließ sich aber nicht abschrecken. Denn am 31. März 1617 sagt das Rathssprotokoll: „Johann Zihler übergiebt eiliche exemplaria einer geträumten jahresrelation; ihm ist gesagt, er treiß, das ihm bei gefendhusstraff verbotten, ohne consenß was trudchen zu lassen, daher ein E. R. bestrembe, daß er darüber gehandelt. Soll derentwegen alle exempliar in die statcammer liefern.“ Er kam also noch mal mit einem blauen Auge davon, einige Wochen später aber ging's ihm an den Kragen.

Am 23. April wird protokolliert: „Hans Zihler, Schulmeister, welcher eiliche hundert exemplaria von allerhand ontwachafften sachen, wider eines E. Rath's vor dijem beschieden verpot, trudchen lassen, ist in frontheit (Gefangen) verordnet, soll nach nochturst examinirt werden.“ Den 2. Mai ward er wieder auf freien Fuß gesetzt, nachdem er Urtheile gehörworen und ein neues Schreibeverbot empfangen hatte. Aber ehe drei Jahre in's Land gingen, ward der schwäbische Schulmeister rückfällig. Am 15. März 1620 wird beschlossen: „Johann Zihler, welcher übernahmen sachen in öffnen trudch geben wil, was sich allhie verlossen, soll selbige in die canzlei liefern.“ Zwei Tage später steht im Protokoll: „Johann Zihler ist gesagt, er leßt sich zu erinnern, welcher gestalt ihm sein dyonic schreiben, darzu er gat mit qualifiziert, darunter gelegt worden. Welchem er nicht nachzeh. Obwohl ein E. R. urzach, ihn mit janchius und in andertheig zu straffen, woll doch ein E. Rath auf sein versprechen, davon abzuziehen, seiner verschonen; soll aber an eines eider stat angloben, demselben nach zu jehen, daß er gethan und also glaubt von sich geben.“ Seitdem schwiegen die Nördlinger Rathssprotokolle von Johann Zihler. Er scheint also wirklich den Naturlich unterdrückt und das dornenvolle Handwerk des Zeitungsschreibers an den Nagel gehängt zu haben. — xc.

Eine Bakterie, die einen Erdbeergeruch erzeugt. Eine Stedtrübe wurde, so wie sie aus der Erde kam, in ein Glas Wasser, das sterilisiert war, gelegt und vierzehn Tage lang hierin bei gewöhnlicher Zimmer temperatur befesten. Das Wasser erhielt dadurch einen Geruch nach Frische. Allein dieser sollte sich sehr bald in ein anderes überwandeln. Als nämlich Gelatinplatten mit dem Wasser begossen wurden, entwickelten sich hier Kolonien von Bakterien, die fast in Reinkultur auftraten und ein eigenartiges Wachsthum zeigten.

Das Ueberraschende war aber, daß diese Kolonien ihren Stallgeruch vollständig abgelegt hatten und dafür ein höchst salonsfähiges Parfüm aussausten. Sie rochen ganz deutlich und sehr lieblich nach Erdbeeren. Leider blieb dieser Geruch nicht konstant; als die Kolonie alt wurden, kehrten sie zu ihrer früheren mycophytischen Gewohnheit zurück. Ch. Gruber, der die Bakterie längere Zeit und auf verschiedenen Nährböden kultiviert hat, stellt den Mikroorganismus zu den fluorescirenden Bakterien, die Gelatine nicht in Peptonverbindungen überführen. Er nennt diesen *Pseudomonas Fragariae*. Verschiedenen Substanzen, in denen die Bakterie kultivirt wird, erheilt sie einen Erdbeergeruch. Sie würde sich also vielleicht für Diejenigen empfehlen, die es für ihren Beruf halten, ihren bescheidenen oder gar minderwertigen Waaren einen besonderen Wohlgeruch zu geben. Allerdings ist die Sache ja wegen der geschilderten Unzuverlässigkeit des Mikroorganismus etwas risikant. In der Butter soll die Erdbeerbakterie übrigens nur Wohlgerüche erzeugen. Es war schon im Jahre 1900 über einen Bazillus berichtet worden, der in der Butter einen Erdbeergeruch hervorbringt. Die Gruber'sche Bakterie verleiht nun der Butter, die mit ihr geimpft ist, einen angenehmen aromatischen Geruch, der nach einiger Zeit in einem schwachen Erdbeerduft übergeht. Wird die Butter längere Zeit aufbewahrt, so nimmt sie einen Geruch an, der sehr angenehm an Weiden erinnert. Lebhaft zeigte sich die Erdbeerbakterie in der Butter mir von ihrer guten Seite, die Butter roch selbst nach Wochen langer Aufbewahrung nicht unangenehm. —

**Einmachetöpfe aus Ton mit luftdicht aufgeschliffenen Deckeln.** Thongefäße werden seit langen Jahren zum Einmachen von verschiedenen Früchten benutzt. Um nun das Verschließen von Einmachegeschäßen recht bequem zu machen, hat man vielfach Gummidichtungen verwandt. Zu diesem Zweck sind die Gefäße mit geeigneten Ledernen Haken versehen, die über den Deckel geschoben werden. Zwischen Deckel und Einmachetopf liegt nun ein Ring aus weichem Gummi, der durch den Druck der über den Verschluß geschobenen Haken zusammengepreßt wird und dann einen luftdichten Abschluß bewirkt, also ein Verderben des Eingemachten verhindert. Da sich nun aber der Gummi leicht ungleichmäßig dehnt, so kann es doch vorkommen, daß an gewissen Stellen die Luft zu dem Inhalt des Topfes gelangen kann und der beobachtigte Schwund auf diesem Wege illustriert gemacht ist. Um diesen Nebelstand zu beseitigen, werden jetzt Thontöpfe mit luftdicht aufgeschliffenen Deckeln fabriziert. Der Rand eines solchen Topfes und der des aufzulegenden Deckels werden vollkommen glatt geschliffen. Der Deckel wird beim Gebrauch mittelst zweier seitlicher Haken, die am Topf befestigt sind und über den Deckel gelegt werden, zur größeren Sicherheit festgehalten. Auf diesem Wege wird mit sehr einfachen Mitteln ein luftdichter Verschluß erreicht; derartige Gefäße können nicht nur zum Aufbewahren von eingemachten Früchten, sondern auch von Kaffee, Thee usw. zweckmäßige Verwendung finden. Daß wirklich derartig aufgeschliffene Deckel luftdicht schließen, kann man durch ein kleines Experiment zeigen. Wenn man einen solchen leeren Topf nimmt und ein brennendes Stück Papier hineinwirft, jetzt schnell den Deckel auf den Topfrand legt, so wird das Papier im Inneren des geschlossenen Gefäßes so lange brennen, wie Sauerstoff vorhanden ist. Wenn der Sauerstoff verbraucht ist, damit verlischt das brennende Papier und die eingetretene Luftverdünnung ist so groß, daß man mit Kraftanstrengung den Deckel zur Seite schieben kann. Würde der aufgeschliffene Deckel nicht luftdicht schließen, so müßte die Luft nachsirünen und der eben erwähnte Effekt wäre unmöglich. — v.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstraße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Hierzu eine Anzeigen-Seite.